

**„Wo ist euer Glaube?“**

(Lk 8, 25a)

Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft  
für die 7. Tagung der Dreizehnten Kirchensynode  
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

(gemäß Art. 47 Abs. 1 Nr. 16 KO)

Frankfurt, November 2024

von

**Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung**

Sehr geehrte Frau Präses, hohe Synode!

Im April 2009 berichtete ich erstmals hier vor der Synode zur Lage in Kirche und Gesellschaft. Das biblische Leitwort war damals die Frage „Wo ist euer Glaube?“. Die Frage stammt aus der Geschichte von der Stillung des Sturms, und zwar in der Version des Evangelisten Lukas (Lk 8,22-25). Die Jünger sind mit Jesus auf dem See Genezareth unterwegs. Erst ist der See ruhig. Dann bricht ein Sturm los. Jesus liegt im Boot und schläft. Sie wecken ihn auf und schreien ihn an: „Meister, Meister, wir kommen um!“ Jesus steht auf, stillt den Sturm, beruhigt die Wellen und fragt: „Wo ist euer Glaube?“ Es ist die Geschichte einer Krise.

Die Krise, deren Wellen im April 2009 hochschlugen, war die weltweite Finanzkrise. Weitere Themen waren der Ausbau des Frankfurter Flughafens und die Aufnahme von geflüchteten Menschen aus dem Irak. Besonders die Finanzkrise hat viele tief verunsichert. Auch als Kirche wussten wir nicht, was diese Krise für uns noch bringen würde. Die Frage von Jesus habe ich damals gewählt, um die Krise als Anfrage an unser Gottvertrauen zu verstehen. Denn das sind Krisen ja nun wirklich auch. Sie stellen Fragen an den Glauben. Früher hat man das „Anfechtung“ genannt. Eine Krise stellt die Frage, ob wir in unserem Glauben Halt finden – als Einzelne und auch als Gemeinschaft. Sie stellt die Frage, ob wir im Boot bleiben oder bei der nächsten Gelegenheit das Boot verlassen, um eventuell anderswo Schutz zu suchen. Wenn ich heute auf die vergangenen sechzehn Jahre meiner beiden Amtszeiten zurückschaue, dann sehe ich, dass es immer wieder besondere Krisen gab. Die Krisen reichen vom Atomunglück in Fukushima bis zur Corona-Pandemie und den Kriegen in der Ukraine und im Nahen Osten. In den letzten Jahren reden wir von multiplen Krisen. Durchgängig stellte sich die Frage nach der Aufnahme von geflüchteten Menschen und dem Umgang mit dem Klimawandel. In der Gesellschaft und besonders in der Kirche hat uns

erschüttert, dass Menschen sexualisierte Gewalt erfahren haben. Die Vertrauenskrise hat die Entwicklung verstärkt, dass unsere Kirche kleiner wird.

Es kommt hinzu, dass sich unsere Gesellschaft sehr dynamisch verändert. Sie ist noch vielfältiger geworden. Die Digitalisierung hat nicht nur die Kommunikationsmöglichkeiten gesteigert und vervielfältigt. Sie verändert das Leben durchgreifend. Die großen Veränderungen und die Krisen setzen Menschen und Gesellschaften unter Druck – auch die Kirchen. All das hat unter anderem dazu geführt, dass extreme politische Kräfte stärker wurden, die Ängste und Sorgen aufgreifen und verstärken. Zugleich versprechen sie in der Regel, vermeintlich Verlorenes wiederherzustellen – durch die Reduktion von Vielfalt und die Rückkehr zu nationalen Identitäten. Das ist besorgniserregend. Ich denke in diesen Tagen oft daran, dass im Januar 2009 Barack Obama als 44. Präsident der Vereinigten Staaten eingeführt wurde. Im Januar 2025 wird Donald Trump erneut als Präsident eingeführt. Gerade die Gegenüberstellung dieser beiden Namen steht für mich geradezu symbolisch für eine bedrohliche Entwicklung. (Wir sind weit genug weg und dann auch zu unbedeutend, so dass ich nicht befürchten muss, dass Verbindungen zu meiner Amtsführung als Kirchenpräsident hergestellt werden.)

Mit diesem Bericht heute möchte ich rückblickend und sicher unvollständig beschreiben, wie wir als Kirche auf Entwicklungen und Herausforderungen reagiert haben. Ich will daran anschließend die Frage nach unserem Glauben stellen und dann darauf schauen, wo ich uns gegenwärtig besonders gefordert sehe.

## **1. Wie haben wir als EKHN auf gesellschaftliche Entwicklungen und Herausforderungen reagiert?**

Die EKHN hat seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts versucht, gesellschaftliche Entwicklungen wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Sie hat die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen mit initiiert, um zu erkennen, was Menschen von der Kirche erwarten und wie sie ihre Mitgliedschaft leben. Ziel war dabei immer, Kirche weiterzuentwickeln und sich auch an den Erwartungen und Bedürfnissen der Kirchenmitglieder und der Nicht-Kirchenmitglieder zu orientieren.

Dabei wurde mit bedacht und aufgenommen, was in der soziologischen Fachsprache als Säkularisierung, Individualisierung und Deinstitutionalisierung beschrieben wird. Im Kern geht es dabei darum, dass Menschen ihr Leben viel individueller und zunehmend unabhängiger von Institutionen und Religion gestalten. Die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat noch einmal sehr deutlich gezeigt, dass sich dieser Trend fortsetzt. Ich zeichne jetzt wirklich nur die groben Linien, wenn ich sage: Die EKHN hat versucht, diese Entwicklungen auch positiv zu würdigen, weil sie Ausdruck dafür sind, dass Menschen ihr Leben mündig und in eigener Verantwortung gestalten. Darauf, dass die Gesellschaft und das Leben von Menschen sich immer weiter ausdifferenzieren, hat die EKHN reagiert, indem die kirchlichen Angebote vielfältiger wurden. Das gilt für die Angebote in den Gemeinden und die Angebote der Gesamtkirche. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurde die „Mittlere Ebene“, die Ebene der Dekanate, gestärkt. Ziel war es, das kirchliche Leben in den Regionen nah bei den Menschen zu gestalten, und zwar im Zusammenspiel von Gemeinden und gemeindeübergreifenden Angeboten. Dazu gehörte auch, intensiver und besser in die mediale Öffentlichkeit zu kommunizieren – zum einen durch die regionale

Öffentlichkeitsarbeit und dann auch nach der Mitgliederzeitschrift „Echt“ durch die Impulspost als ein Instrument der Mitgliederkommunikation. Eine gerade abgeschlossene Evaluation hat übrigens gezeigt, dass die Impulspost von der Mehrheit der Kirchenmitglieder sehr geschätzt wird. Es ist meines Erachtens wichtig, den Weg der direkten Kommunikation mit Mitgliedern und allen, die den Kontakt wollen, weiterzuentwickeln. Sehr deutlich ist zu erkennen, dass es nötig ist, in den Regionen und Gemeinden die Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie zu stärken.

Mir persönlich lag sehr daran, die begonnene Dekanatsstrukturreform weiterzuführen und die Zahl der Dekanate deutlich zu reduzieren, damit Dekanate wirkliche Gestaltungsräume sein können. Dabei war übrigens damals schon im Blick, in einem nächsten Schritt in den Dekanaten die Kooperation der Gemeinden zu stärken. Dies geschieht jetzt in den Nachbarschaftsräumen. Die Idee ist: Hier wird kirchliches Leben gestaltet – orientiert an den lokalen Anforderungen und Bedürfnissen. Natürlich geht es auch darum, Kräfte zu bündeln. Aber ich verstehe diese Veränderungen nicht vorrangig als Einsparmaßnahmen. Sie stehen für mich in engem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Veränderungen und unserem Anspruch, eine offene Kirche nah bei den Menschen zu sein.

Wir sind Kirche und leben Kirche, indem wir Leitungsverantwortung gemeinsam als Ehrenamtliche und Hauptamtliche tragen. Das ist sehr gut, und es ist anspruchsvoll. Hier muss vieles ineinandergreifen – in der Arbeit der Kirchenvorstände, der Dekanatssynodalvorstände und Dekanatssynoden, der Kirchenleitung und letztlich des maßgebenden Organs, der Kirchensynode. Es braucht unterstützende Verwaltung auf allen Ebenen. Auch hier ist es nötig, dass sich unsere Kirche weiterentwickelt. In der Form, in der wir Kirche leben, gehört es dazu, auch Regelungen in Verordnungen und Gesetzen zu treffen. Das hat eine bürokratische Seite, die manchmal lähmend erscheint. Sie gewährleistet aber

auch, dass wir Ressourcen miteinander teilen und solidarisch Kirche sind. Wir haben in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten vieles angepasst und verändert – auch die grundlegenden Texte wie Kirchenordnung und Lebensordnung. „Die Kirche einmal durchreformiert“, so hat der damalige Theologische Referent der Synode Lothar Triebel die Arbeit der 11. Kirchensynode beschrieben. Dieser Bericht lässt sich weiterschreiben. In den großen Prozessen „Perspektive 2025“ und „ekhn2030“ ging es und geht es darum, Kirche gemeinsam zukunftsfähig zu gestalten. In jedem Prozess gibt es immer mehrere Ziele: Es geht darum, verantwortlich mit unseren Möglichkeiten und Ressourcen umzugehen – mit Geld und Gut und vor allem mit den Menschen, die in unserer Kirche und für unsere Kirche arbeiten – haupt- und ehrenamtlich. Es geht immer darum, auch in Zukunft handlungsfähig zu bleiben. Und es geht vor allem darum, Kirche so zu gestalten, dass Menschen in ihr eine geistliche Heimat finden können und darin gestärkt werden, ihren Glauben so zu leben, wie sie Glauben leben wollen. Dazu gleich noch etwas mehr.

Eines möchte ich aber an dieser Stelle noch deutlich markieren. Dazu, wie wir hier in Deutschland zurzeit Kirche sind, gehört, dass wir als Körperschaft des öffentlichen Rechtes verlässlich handeln. Ja, wir sind durch die historische Prägung in unserer Organisation und Verwaltung staatsanalog aufgestellt. Dies hat über viele Jahrzehnte bedeutet und bedeutet es immer noch, dass wir zuverlässig sein können – für Menschen, die hauptamtlich in unserer Kirche und ihren Einrichtungen arbeiten, und auch für den Staat und in anderen Kooperationen. Als Beispiele nenne ich die Kindertagesstätten, den Religionsunterricht in den Schulen, unsere Schulen, die Evangelische Hochschule Darmstadt sowie vielfältige Beratungs- und Hilfsangebote. Das Religionsverfassungsrecht trennt Kirche und Staat. Das ist richtig und gut. Es setzt aber auch darauf, dass Religionsgemeinschaften mit dem Staat kooperieren. Wir tun meines Erachtens gut daran,

gerade in den aktuellen Debatten zu betonen, dass die Grundkonstruktion sinnvoll und leistungsfähig ist. Zugleich ist in den Blick zu nehmen, dass sich in den nächsten Jahrzehnten die Rahmenbedingungen auch ändern können.

Auf jeden Fall ist es erforderlich, unsere Kirche weiterzuentwickeln. Dazu gehört, dass wir die digitalen Möglichkeiten in Kommunikation und Verwaltung konsequenter nutzen und auch mit unseren Nachbarkirchen und EKD-weit entschlossener kooperieren. Das hätte zum Beispiel auch bei der Umstellung auf die Doppik helfen können, große Fehler, die wir gemacht haben, zu vermeiden. Die gemeinsamen Einrichtungen mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, das Zentrum Oekumene in Frankfurt und das Religionspädagogische Institut in Marburg, haben sich bewährt – ebenso wie die Fusion der beiden Diakonischen Werke zur Diakonie Hessen. Weitere Kooperationen wären sinnvoll – ggf. auch mit anderen benachbarten Kirchen. Ich denke hier besonders an die Ausbildung im Vikariat. Einen wichtigen Kooperationsschritt sind wir in der Verbindung des Medienhauses der EKHN mit dem Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, einer Einrichtung der EKD, gegangen.

Dem Blick darauf, wie wir als EKHN organisatorisch auf gesellschaftliche Entwicklungen reagiert haben und reagieren, will ich in ein paar Schlaglichtern an die Seite stellen, wie wir nach außen auf Herausforderungen und Krisen reagiert haben.

In der EKHN sind die Themen Migration und Integration geflüchteter Menschen sehr präsent. Die Synode hat immer wieder aktuelle Herausforderungen aufgegriffen. Sie hat sich dabei für eine Flüchtlingspolitik eingesetzt, die sich an den Menschenrechten und der Menschenwürde orientiert. Das ist daraus gespeist, dass uns die biblische Tradition das Schicksal geflüchteter Menschen besonders

ans Herz legt. Dem stimmen viele Menschen in unserer Kirche zu, andere kritisieren dies scharf, bisweilen hasserfüllt. Wir haben immer wieder deutlich gemacht, dass das Asylrecht und der Flüchtlingsschutz nicht in Frage gestellt werden dürfen. Ich bin dankbar, dass sich viele Menschen und Gemeinden auch ganz praktisch in der Hilfe für geflüchtete Menschen engagieren. Das war ganz besonders im Jahr 2015 so. Etliche Kirchengemeinden waren und sind bereit, Menschen in einem Kirchenasyl Zuflucht zu gewähren. Damit stellen sie sich nicht gegen das Recht. Sie verweisen den Staat auf die eigenen Grundlagen. Das bedeutet: Sie bitten in ganz konkreten Einzelfällen den Staat zu prüfen, ob mit einer Abschiebung die Würde und das Recht der jeweils betroffenen Menschen gewahrt bleibt. Grundsätzlich bin ich sehr dankbar, dass wir in der EKHN immer wieder Mittel bereitgestellt haben und dies hoffentlich auch künftig tun, um geflüchteten Menschen durch Beratung und konkrete Hilfe zu unterstützen. Damit setzen wir Mittel, die uns anvertraut sind, nicht für uns selbst ein, sondern für Menschen, die Hilfe brauchen.

Mit dem Engagement für geflüchtete Menschen geht einher, dass wir uns als Kirche gegen jede Form von Diskriminierung von Menschen stellen. Hier gilt es, aufmerksam und entschieden zu bleiben. Jüdische Menschen brauchen unsere Solidarität – gerade jetzt, wo der zunehmende Antisemitismus dazu führt, dass Juden und Jüdinnen darüber nachdenken, ob sie in Deutschland wirklich noch sicher sind. Das ist furchtbar und beschämend. Es gilt aber auch, sich gegen jede Form des Hasses gegen muslimische Menschen oder andere Menschengruppen zu stellen. Es kann einfach nicht sein, dass Menschen in Deutschland wegen ihrer Religionszugehörigkeit diskriminiert werden. Es ist gut, dass wir begonnen haben – ich muss hinzufügen: endlich begonnen haben, uns mit Rassismus in der Gesellschaft und auch in unserer Kirche auseinanderzusetzen, um eine rassis-



muskritische und rassismusfreihere Kirche zu werden und Diversität auch sichtbar zu machen.

Zu den Entwicklungen in unserer Gesellschaft gehört, dass eine größere Sensibilität für geschlechtliche Vielfalt entwickelt wurde. Wir haben hier Beiträge geleistet, indem wir für Chancengleichheit und den sogenannten erweiterten Familienbegriff eingetreten sind. Und indem wir die Segnung und dann Trauung gleichgeschlechtlicher Paare ermöglicht haben, dem Thema Transsexualität Raum gegeben und in der Synode ein Schuldbekenntnis gegenüber queeren Menschen verabschiedet haben.

Ich lege Wert darauf festzuhalten: Mit all dem haben wir in den gesellschaftlichen Debatten nicht einfach politische Forderungen übernommen oder verstärkt. Wir haben vielmehr zum Ausdruck gebracht, dass wir lernfähig sind und besser verstehen, was es bedeutet, an die Liebe Gottes zu allen Menschen glauben.

Weil dies die Botschaft ist, für die wir stehen, trifft es uns besonders, wenn Menschen in unserer Kirche Gewalt erfahren. Das Thema Sexualisierte Gewalt hat uns in der Präventionsarbeit schon vor dem Jahr 2010 beschäftigt. Im Frühjahr 2010 sind die Gewalterfahrungen, vor allem von Kindern und Jugendlichen, aber nicht nur von diesen, besonders in den Blick geraten. Das war sehr schmerzlich, aber extrem wichtig. Wir haben versucht, den Menschen, die sich in der Folge bei uns gemeldet haben, gerecht zu werden. Dies ist uns bestimmt nicht in allen Fällen so gelungen, wie es unser Anspruch war. Auch hier haben wir in den vergangenen 15 Jahren viel gelernt und lernen wir immer noch. Wir arbeiten weiter intensiv daran, Menschen zu begleiten, sofern sie das wünschen, und wir arbeiten an einer Kulturveränderung, die dazu beiträgt, dass Kirche und diakonische Einrichtungen sichere Orte für Menschen sind. Rückblickend bedauere ich, dass wir den Fragen nach systemischen Risiken nicht früher mehr Raum gegeben

haben, um daraus Konsequenzen zu ziehen. Die Fachstelle gegen sexualisierte Gewalt neu aufzustellen war ein richtiger und guter Schritt. Ich bin auch sehr dankbar, dass neben der Anerkennungskommission, die bereits seit zwei Jahren arbeitet, ab März eine Unabhängige Aufarbeitungskommission ihre Arbeit aufnehmen wird. Die Unabhängige Aufarbeitungskommission bilden wir zurzeit im Verbund mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und der Diakonie Hessen.

Eine Krise, die alle in besonderer Weise gefordert hat, war die Corona-Pandemie. Sie ist in ihren Auswirkungen immer noch spürbar. Insbesondere junge Menschen hatten sehr unter den Maßnahmen zu leiden, die ergriffen wurden, um Infektionen möglichst zu verhindern. Wie in vielen anderen Bereichen brachten die Schutzvorkehrungen tiefe Eingriffe in das kirchliche Leben mit sich. Als Kirche haben wir die staatlichen Vorgaben mitgetragen. Menschen zu schützen war auch für uns als Kirche die oberste Maxime. Immer wieder gab es enge Abstimmungen. Die Maßnahmen folgten in der Regel dem, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler empfahlen. Es ist aufs Ganze gesehen gelungen, ein massenhaftes Sterben zu verhindern, wie es zu befürchten war.

Dafür haben wir unter anderem in Kauf genommen, dass Gottesdienste in Präsenz gar nicht oder nur eingeschränkt gefeiert werden konnten. Auch persönliche Begegnungen waren in manchen Pflegeeinrichtungen zeitweise nicht möglich. Zurzeit wird immer wieder danach gefragt, ob wir dies alles nicht evaluieren müssten. Das können wir nicht alleine. Hierzu braucht es eine interdisziplinäre, wissenschaftliche Gesamtbewertung. Dabei wird sich bestimmt im Rückblick auch zeigen, dass manches nicht nötig gewesen wäre, anderes aber sehr wohl und vielleicht sogar noch ausgeprägter. Daraus lässt sich für die Zukunft lernen, wenngleich die Herausforderungen dann auch wieder ganz anders sein können. Besonders beeindruckt und bewegt hat mich in dieser Zeit, wie entschlossen in

unserer Kirche von vielen die medialen und digitalen Möglichkeiten genutzt wurden, um weiter zu arbeiten, um Gottesdienste zu feiern, um zu unterrichten und Seelsorge zu leisten und vieles mehr. Dabei war auch zu erleben, wie theologisch und geistlich darum gerungen wurde, in der Krise immer wieder neu Halt zu finden.

Erst mit größerem Abstand wird sich vermutlich wirklich bewerten lassen, was in dieser Zeit gelungen ist und was nicht. Wenn ich an rückblickende Bewertungen denke, frage ich mich, ob spätere Generationen nicht viel kritischer auf das schauen werden, was wir gegen die von Menschen verursachten Klimaveränderungen getan haben – oder auch wider besseres Wissen unterlassen haben. Bewahrung der Schöpfung ist schon lange ein großes Thema auch in unsere Kirche. Zugleich sehen wir auch, wie schwierig es ist, hier das Nötige zu tun. Wir werden uns auch in dieser Synode damit beschäftigen. Ein Klimaschutzgesetz und dann auch Maßnahmen, die dies umsetzen, gehören meines Erachtens zu dem, woran beurteilt wird, wie glaubwürdig wir handeln.

Noch manches ließe sich hier jetzt anfügen. Wir waren und sind als Kirche immer wieder herausgefordert, unseren Weg zu suchen und zu gehen. Dazu gehört auch, dass wir uns in den großen gesellschaftlichen Fragen positionieren. Die Friedensethik beschäftigt uns, mittlerweile im Blick auf einen Krieg, von dem viele dachten, dass es einen solchen Krieg in Europa nicht mehr geben würde. Es ist und bleibt christliche Aufgabe, die Vision vom gerechten Frieden aufrechtzuerhalten und von ihr aus bewaffnete Gewalt kritisch zu beurteilen und nach Möglichkeit zu begrenzen. Außerdem sind wir herausgefordert, die ökonomische, die medizinische, die technische und jetzt vor allem die digitale Entwicklung immer wieder neu zu bewerten. Maß müssen die menschliche Würde und die Freiheit bleiben, die in der Gottesebenbildlichkeit begründet ist.

## 2. Wo ist euer Glaube?

In all dem stellt sich die Frage, die Jesus gestellt hat: „Wo ist euer Glaube?“, und zwar in einer doppelten Hinsicht. Es geht zum einen darum, ob wir im Glauben Kraft in allen Umbrüchen finden, und zum anderen, ob wir uns aus dem Glauben heraus orientieren können.

Mir lag immer sehr daran, dass in dem, wie wir Kirche leben und wie wir uns als Kirche positionieren, deutlich wird: Es geht nicht darum, irgendetwas im Gleichklang mit der einen oder andere politischen Partei zu fordern. Kirche muss sagen und leben, was der Glaube an den dreifaltigen Gott für Menschen und das Zusammenleben bedeutet. Und sie kann das nur als etwas sagen, was sie für sich selbst hier und jetzt als orientierend erkannt hat. Im pluralen Staat bringt sie damit ihre Stimme als christliche Perspektive in einen vielstimmigen Diskurs ein. Damit steht evangelische Kirche in der Glaubensstradition der Reformation.

Meine beiden Amtszeiten waren geprägt durch den Weg, der zum Reformationsjubiläum 2017 geführt hat und von Impulsen, die davon ausgingen. Dazu gehörte ganz zentral die Frage nach Gott und ihrer Bedeutung für unser Leben. In einigen Berichten zur Lage in Kirche und Gesellschaft habe ich bewusst diese reformatorische Tradition zur Sprache gebracht. Dabei lag mir auch an der kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition. So hatten wir auf dem Weg zum Reformationsjubiläum als EKHN eine Vorreiterrolle darin, dass wir uns kritisch mit dem Antijudaismus und auch Antisemitismus in den Schriften Luthers auseinandergesetzt haben. Ich fand es außerordentlich wichtig, dass es gelungen ist, das Reformationsjubiläum auch als ein Christusfest ökumenisch zu feiern. Auf der letzten EKD-Synode konnte ich gemeinsam mit dem Limburger Bischof Georg Bätzing noch einmal bekräftigen, was auf diesem Weg ökumenisch geleistet wurde und wie dieser Weg weitergegangen werden kann. Dass die Kirchen sich

nicht gegeneinander profilieren, sondern gemeinsam arbeiten, ist nicht nur eine zentrale Erwartung von Kirchenmitgliedern und Nichtmitgliedern. Es ist ein Auftrag, der aus der Verbindung mit Christus und der Gemeinschaft in Christus kommt. Es gibt viel mehr, was uns verbindet als uns trennt. Gerade jetzt und gerade in diesen Zeiten, wo für viele Menschen Religion grundsätzlich fragwürdig ist, geht es darum, gemeinsam aus der Kraft des Glaubens zu leben und den Glauben in dieser Welt zu bezeugen. Dass wir dies aufgrund der Corona-Pandemie in Frankfurt 2021 nicht in Präsenz in einem Ökumenischen Kirchentag feiern konnten, tut mir heute noch weh. Immerhin ist es gelungen, den Kirchentag digital zu gestalten und dann – wenn auch begrenzt – in Präsenz ökumenische Gastfreundschaft am Tisch des Herrn zu erleben. Dabei war die Ökumene nicht auf die beiden großen Kirchen beschränkt, sondern wurde im Verbund der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen gelebt.

Wie sehr der Glaube verbindet, zeigt sich nicht nur in der Verbindung der Konfessionen hierzulande. Als EKHN leben wir sehr bewusst in einem Netz weltweiter kirchlicher Verbindungen. Wie wichtig und erfahrungsreich diese Verbindungen sind, hat sich ganz besonders während der Corona-Pandemie gezeigt. Wir haben in regelmäßigen Videokonferenzen aneinander Anteil genommen, wir haben uns gegenseitig informiert, wir haben uns unterstützt, wir haben miteinander gebetet und Gottesdienste gefeiert – in aller Verschiedenheit, verbunden in dem einen Herrn – in dem Herrn, auf den die Jünger damals im Boot geschaut haben und verwundert gefragt haben: „Wer ist dieser, dass er auch dem Wind und dem Wasser gebietet und sie sind ihm gehorsam?“

Die Geschichte von der Sturmstillung lädt ein, sich diesem, „der dem Wind und dem Wasser gebietet“, anzuvertrauen. Es ist eine Botschaft für diejenigen, die Jesus nachfolgen, auf ihrem Weg durch die Zeit. Und sie hat Menschen Kraft gegeben in schwersten Zeiten. Die Französisch-Reformierte Gemeinde in Offen-

bach, eine Flüchtlingsgemeinde, hat in diesem Jahr ihr 325-jähriges Jubiläum gefeiert hat. Sie hat ein Gemeindewappen, auf dem sind Jesus und die Jünger inmitten des Sturms abgebildet sind. Das Bild ist umschrieben mit dem Hilferuf „Herr, hilf, wir verderben!“. So hat der Evangelist Matthäus den Hilferuf wiedergegeben. Mit dem Wappen hält die Gemeinde sich vor Augen, dass der Weg in der Nachfolge auch bedeutet kann, in schwere See zu geraten.

Martin Luther hat in einer Predigt über die Geschichte beschrieben, dass es in ihr etwas über den Glauben zu lernen gibt:

„Diese Geschichte sollen wir gut merken, auf dass wir wissen, wie es sich anlässt, wenn die Lehre vom Glauben auf den Plan kommt, und gleich ein Sprichwort daraus machen und sagen: So gehts, kommt Christus in das Schiff, so wird's nicht lange still bleiben, es wird ein Wetter und Unge-stüm kommen, die Sonne scheint nicht mehr, und das Meer wütet und tobt.“<sup>1</sup>

Zum Glück wütet das Meer nicht immer. Trotzdem ist es gut, sich zu vergegenwärtigen, dass Krisen und schwierige Zeiten nicht bedeuten, von Gott verlassen zu sein. Jesus Christus, der Wind und Wellen gebietet, ist mit im Boot. Auf unserem Weg in die Zukunft wird wichtig sein, ob Menschen spüren, dass unsere Kirche aus der Kraft des Glaubens lebt und was dieser Glaube für das Leben bedeutet.

Und so möchte ich zum Schluss kurz beschreiben, wo ich uns als Kirche zurzeit mit Blick nach vorne besonders gefordert sehe.

---

<sup>1</sup> Luther Deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart. Hg. Kurt Aland, Band 8, Stuttgart / Göttingen 1965, S. 96.

### 3. Wo wir gefordert sind

Drei Punkte:

1. Es geht darum, die Frage nach Gott wach zu halten und sie auch neu zu wecken. Das gelingt nicht, indem beklagt wird, dass Religiosität schwindet. Es braucht Menschen, es braucht eine Kirche, die ihren Glauben überzeugt und überzeugend lebt. Es braucht eine Kirche, an der zu erkennen ist, dass der Glaube Herzen berührt, tröstet, stärkt und bewegt. Bewegt, nicht bei sich selbst zu bleiben und um sich selbst zu kreisen. Sondern Menschen bewegt, füreinander und für Menschen in Not da zu sein. Und Menschen bewegt, dazu beizutragen, dass Menschen gut, gerecht und friedlich zusammenleben und verantwortungsvoll haushalten mit dieser Welt als einer guten Gabe Gottes.

2. Zurzeit sind wir besonders herausgefordert, die Demokratie zu stärken, weil sie die Staatsform ist, die allen Menschen gleiche Rechte einräumt und zu einem Miteinander verpflichtet. Damit geht einher, für die unantastbare Würde aller Menschen einzutreten. Karen Georgia Thompson, Kirchenpräsidentin der United Church of Christ, hat dies auf der Vollversammlung der UEK in Würzburg vor wenigen Tagen sehr deutlich gesagt. Das Evangelium von der Liebe Gottes zu allen Menschen ist und bleibt unser Auftrag und das bedeutet angesichts von Diskriminierungen und Rassismus unmissverständlich zu sagen: Alle bedeutet Alle!

3. Es kommt darauf an, dass Menschen Kirche als stärkende Gemeinschaft erfahren – als Gemeinschaft, die ein sicherer Ort für alle ist; als Gemeinschaft, in der alle Menschen willkommen sind; als Gemeinschaft, die gemeinsam nach Gott sucht und fragt und darauf vertraut, dass Gottes Kraft in ihr und durch sie wirkt:

und als Gemeinschaft, die Menschen darin stärkt, ihr Leben zu leben – in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Deshalb ist es gut, wenn wir immer wieder bitten:

„Komm, Herr segne uns, dass wir uns nicht trennen, / sondern überall uns zu dir bekennen. / Nie sind wir allein, stets sind wir die Deinen. / Lachen oder Weinen wird gesegnet sein.“ (EG 170,4)

Ich danke Ihnen.